

Der eine Krag.

Als das widerspenstige Volk der Juden durch die Wüste zog, wurde es, inmitten anderer Plagen, von Schlangen befallen, unter deren giftigen Bissen unzählige Menschen starben. In dieser Not trat Moses vor des Herrn Antlitz und bat um Hilfe. Und es sprach der Herr: „Du sollst eine kupferne Schlange machen, und jeder, den der Biss einer Schlange quält, soll den Blick empor zum Erzbild heben. Und sein Schmerz wird sich legen und Ruhe wird in seine Seele kommen.“ Da versetzte der Prophet: „Herr, was gebietest du? Soll ich dem Volke eine Schlange machen?“ Doch der Herr entgegnete: „Ja wohl, du sollst ihm eine Schlange machen. Oder möchtest du, dass das auserwählte Volk sein Auge lieber auf eine Taube würfe oder auf einen bunten Pfau?“ „Soll ich denn“, fuhr Moses verwundert fort, „die Schlange nicht wenigstens aus edlerem Metalle bilden?“ Doch der Herr erwiderte und sprach: „Wie seltsam seid ihr doch, die ihr

von Adam stammet! Wie lang wollet ihr vor Gold und Silber knien? Hat das euch jemals Glück und Ruh' geschenkt? Gehorche du nur meinen Worten; mache eine Schlange und mache sie aus Kupfer. Und hänge sie unter offenem Himmel auf, dass Rost und Grünspan sie bedecken. Denn ich sage dir: des Menschen Dasein gehört dem Kupfer eher als dem Golde an, und übt sich das Volk, den Blick zur Kupferschlange zu heben, so kann es auch den Biss der giftigen Nattern überwinden, ja, es vermag das ganze Leben anzubeten, das Leben mit seinem Kampf und Leid. Drum hebet euere Augen und lernt des Kupfers reine Schönheit sehen!“

Und sie hoben den Blick zur Kupferschlange und beteten zu ihr, nach des Herrn Wort. Und der Wüste mannigfache Schlangen verursachten ihnen keinen Schmerz mehr und Ruhe senkte sich auf ihr Gemüt . . .

Diese kühne Umschreibung und moderne Ausdeutung einer biblischen Erzählung leitet das schöne Buch ein, von dem ich sprechen will. Sein Verfasser ist ein junger Norweger, Thomas P. Krag (geb. 1868 zu Kragerö), der die Aufmerksamkeit Skandinaviens schon vorher durch ein paar Bände Skizzen, durch ein Drama im Sinn der Zeitgenossen Shakespeares und noch mehr Maurice Maeter-

lincks, besonders aber durch die Erzählung „Jon Greff“ erregt hat. In der „Kupferschlange“, einem kleinen Roman von 217 Seiten, der 1895 zu Weihnachten in Kopenhagen erschienen ist, erzählt er das Ende des Geschlechtes der Gröben. Der achtundfünfzigjährige Fredrik Gröben wirbt um die siebzehnjährige Ulrikke Hall. Denn eines Tages hatte er sich als Doppelmenschen entdeckt. Der eine hatte es stets mit den Bauern gehalten, die Felder beaufsichtigt und in Ahnung verborgener tiefer Dinge zu den Sternen aufgesehen. Dieser, — wo er auch ging und stand, in Wald oder Wiese, auf dem öden Moos oder zwischen der goldigen Saat —, er war ein Kind dieser kargen Natur und unwillkürlich war er schön, in Gebärde und Art; denn die Linien seines Leibes und Wesens stimmten zu der Landschaft wie die Landschaft zu ihm. Doch seit er Ulrikken gesehen, die von anderer Rasse war, licht und fein, aus südlicheren Landen, da erwachte der andere Mensch in ihm, der rascher atmete und anderes begehrte, der nach Glück und Sonne düstete. Und der trug gelbe Lederhosen, silberspornige Reiterstiefel und einen blauen Frack aus feinstem Tuch. Aber die schönen Kleider schmückten ihn nicht. Und dennoch, ehe das Jahr herumgegangen, war Ulrikke seine Frau. Sie reisten

in die Welt; dann kamen sie heim, mit einem kleinen Sohn. Frau Ulrikke war seltsam schlank und üppig; jeder Mann drehte den Kopf nach ihr um. Allein Herr Fredrik sah nicht heiter aus. Er hatte die zieren Kleider beiseite gelegt. Er hielt es mit den Bauern und machte vom frühen Morgen an in Feld Wald und Haus die Runde. Und abends hielt er den kleinen Jonas in den Armen und lehrte ihn die ersten, so schwierigen Worte sprechen . . .

Im Herbst einmal, um jene Zeit, wo Fischerschalluppen, Handelsbarken, ja Orlogschiffe den Strand anliefen, um Wasser zu fassen oder Schäden auszubessern, kam ein hübscher blasser Marineleutnant zum Gröbenschen Hause angefahren. Es war Nils Hall, Ulrikkens Vetter, und sie schien sich des Wiedersehens sehr zu freuen. Den nächsten Abend kam Wagen um Wagen, — ein Admiral, Offiziere, Damen der Nachbarschaft. Man pokulierte, man tanzte, man scherzte im Mondenschein draussen, übermütig und wild. Und Frau Ulrikke am Arm des Leutnant Hall glich einer heissen Flamme, die züngelt und begehrt . . . Nun wurden die Gesellschaften immer häufiger. Wohl stellte Herr Gröben Ulrikken vor, dass er die Unruhe nicht liebe, die die fremden Leute mit sich brächten. Doch seine Frau er-

widerte, sie sei doch jung und das habe er ihr vor der Hochzeit nicht gesagt, dass sie wie eine Matrone leben müsse. Da schwieg Herr Gröben. Er zog sich auf sich selbst zurück; er wurde, wie viele seines Geschlechtes, wie alle, deren Seele innerlich hungert, ein „starker Träumer“, ein Grübler über schwierigen Materien. Und wusste er sich darin nicht Rat, so fuhr er in die Stadt. Da wohnte ein fremder jüdischer Arzt, dem allerhand Wissenschaft kund und eigen. Weil seine Ahnen unter so vielerlei Himmelsstrichen, unter mancherlei Völkern ihre Heimstätte gehabt, so lag's in seinem Blute, die Welt reicher zu sehen, mehreres zu begreifen und höher zu wünschen. Drum verstand er so viel und verschiedenes zu lehren. Und seine starke Weisheit duftete nach den bitteren Kräutern des Lebens, aus denen sie herausgepresst war. Er las gern in den Büchern, von heiligen Männern und Frauen. Nicht als hätte er an ihnen „diese allzu brennenden Gehirne, diese allzu heissen Gesichte“ preisen wollen. Doch er fand, dass sie tiefer ins Leben gesehen, dass sie grössere Menschen gewesen als der wohlerzogene Haufe. Und ihre Barmherzigkeit, die den Kranken und Elenden diente, war sicherlich oftmals mehr als nur Mitleid; sie war Weisheit. Sie kniete vor dem Leben in seiner Grösse und seinem

Schmerz; sie kniete vor dem menschlichen Leiden. Doch er liest nicht bloss Bücher; er sieht auch nach den Sternen: verglichen mit ihrem Karfunkelglanz und ihrer Grösse, ist ihm die Erde und des Erdenwurms, sein eigen Freud und Leid gering. Da sagt ihm sein Fleisch: „Ein Thor bist du, dass du nach den Sternen schaust. Was hilft es dir, dass die Sterne leuchten, und warum scheinst du nicht lieber selbst in deinem eigenen Licht und Glanz? Fragt der Stern etwa, ehe er scheint: „Lasst uns erst schauen, wie es den Menschen geht . . . mir ist es gleich, ob ich leuchte, ob verlösche“ . . . fragt das der Stern? Er hat an sich selber genug und strahlt gleich, ob du nun lebst oder stirbst. Drum lerne du von den Sternen, von selber zu funkeln . . . Und er lehrt, was er gelernt: „sieh mit reicherm Blick ins Dasein. Was fürchtest du? Lass dich vom Leben führen. Denn alles ist Leben und alles geht nach dem Gebot der Natur, und nicht nach der Menschen Schick und Brauch. Sie nennen diesen gern Natur; das ist aber der Todfeind der wahren grossen Natur. Denn sie ist von Anbeginn und in sich selber ewig“ . . . Solchen Lehren lauschte Herr Gröben begierig, denn sie sagten, was halb bewusst in ihm lag . . . Eines Morgens wollte er seinem Söhnlein

zeigen, wie die Sonne aufgehe; da vernahm er ein Geräusch, wie vom Öffnen eines Fensters. Arglos trat er zum Gartenzaun und sah durch die Zweige des Gebüsches Nils Hall aus Frau Ulrikkens Fenster springen. „Es umwölkt sich,“ sagte er zum kleinen Jonas; „lege dich nur wieder schlafen.“ Er aber setzte sich in einen Winkel seines Zimmers und blieb wie lahmgeschlagen stundenlang still . . . Eine Woche später schickte er sein Kind zu fernen Verwandten: Jonas sollte in die Schule. Er selbst aber lebte ganz für sich. Er ass allein, er zeigte sich in Gesellschaft nicht. „Er wird nie mehr der Alte,“ sagten die Leute. Er wurde auch nicht der Alte, sondern ein ganz Neuer. Seiner Frau sagte er kein Wort über das, was er wusste: sie waren eben aus verschiedenem Fleisch und Blut. Er konnte sie vernichten: er konnte keine Fiber ihres Wesens ändern. Statt sich zu rächen, was in seiner Macht lag, hatte er die grössere Kraft, sich ganz von ihr loszulösen und still zu sich selber zurückzukehren. Und bald verliert er auch die äussere Stütze, seinen Freund. Der Doktor nimmt Abschied.

Er will fort, aufs Meer, sein inneres Leiden zu übertäuben. Er braucht etwas, das „lauter rast und tiefer schweigt“ als der Mensch. Gegenüber dem Übergrossen ver-

lernt man das Klagen. Er will „bezwungen werden und verstummen . . .“ „Auf dem sicheren Festland meinen die Menschen, sie seien zum Glück geboren und beschwerten sich über die Ungerechtigkeit des Daseins. Das Meer lehrt etwas anderes. Es ist der grosse Zerstörer . . . der Befreier . . .“ Bald darauf begann Herr Gröben hinzusiechen. Sein Magen vertrug nicht Speise noch Trank, die Kräfte versagten. Stundenlang sass der neue Arzt am Lager des Kranken, doch sprach er sich nicht weiter aus. Nur verbot er, dass man Nils Hall in die Nähe des Patienten kommen lasse. Herr Hall kam aber doch, und im Schatten des Todes genoss das frevelnde Paar ohne Scham und Scheu die Freuden des Lebens. Und kaum war Herr Fredrik verstorben und begraben, zog auch schon Herr Nils in seine Stuben ein. Ein Halbjahr verging, und die Zwei luden zur Hochzeit. Aber die Gäste, die sie sich wünschten, blieben weg. Und das alte Gesinde kündigte den Dienst. Da verliess das neue Paar das allzugrosse Haus und erlustierte eine Zeit lang sich auf Reisen. Als sie endlich zurückkehrten, fanden sie den kleinen Jonas daheim. Jedoch Nils Hall und seine Frau fühlten sich unbehaglich, sobald der Knabe ins Zimmer trat. . . . „Merktest Du?“ sprach dann er. „Es ist,

als habe er etwas zu sagen, was er nicht sagt.“ — „Ich vertrage ihn nicht,“ entgegnete sie; „er sieht seinem Vater ähnlich . . .“ Eines Abends kam ein Mann ins Haus; es schien ein Seemann. Nils Hall trat ihm entgegen und sah ihn schweigend an; der Matrose drückte krampfhaft die Mütze an die Brust und senkte den Kopf. „Mika Peter,“ sagte Herr Nils Hall ruhig . . . „Du weisst, was ich von dir weiss und was ich für dich that; dein Leben hab ich dir gerettet. Nun musst du mir wieder dienen. Du sagst, du wolltest wieder gern aufs Meer. Hinter dem Lystrenholme liegt ein Barkschiff; fahre morgen früh hinaus. Der Kapitän wird dir einen Knaben zeigen, der auch zur See soll. Übernimm du den Burschen; verlass ihn nie. Doch, Mika Peter, behandle ihn so, dass er auch dich niemals verlasse. Binde ihn so, wie du binden kannst. Hauche ihm deinen Geist in die Nase, wenn er schläft, und schaue ihn an mit deinen Augen, wenn er aufwacht, dass er wieder einschlafe, den Kopf ganz voll von deinem Blick. Thu mit ihm, was du willst, wie ich weiss, dass du es kannst. Zieh jedoch fort mit ihm, damit er niemals wieder kehre . . .“

Nach und nach vergass man Herrn Nils Hall und Frau Ulrikken ihre Sünden; das Haus füllte sich wieder mit Lustbarkeit

und Menschen. Aber immerfort kann man nicht Feste halten; wenn die einsame Nacht kam und Sturm und Regen, da war es stets, als nahte etwas im tiefen Dunkel. Das wuchs mit den Jahren, und ebenso wuchs die geile Lebenslust in Frau Ulrikken. Sie konnte Abscheu einflößen und Angst und dennoch Jünglinge verhexen . . . Hie und da kam von fernen Inseln und öden Gestaden ein Brief des Mika Peter. Doch einmal kam ein Brief, der war von Jonas Gröben. Und Nils' Hand bebte, als er ihn las: „Zum Überfluss wurde ich geboren und ich lebe in Armut . . . In der Stille hab' ich ein Wort vernommen; ich weiss es nicht deutlich, doch es sagte, dass meine Mutter und ein anderer den Tod meines Vaters verschuldet haben. Und diese beiden gaben mich einem Mann in die Hand, der mein Unglück wurde. Ich bin durchs Meer gefahren und durch viele Länder gekommen. Ich habe in Hass und Verzweiflung gelebt. Ich habe Krankheiten und Not gelitten. Doch Ihr, zu denen ich rufe, Ihr habet durch den Tod meines Vaters einen Stachel mir in die Seele gesenkt. Ich bitte Euch, dass Ihr den Stachel fortnehmet, wenn Ihr könnt. Vieles tötet das unruhige Leben, und was dieses nicht tötet, tötet der Stachel, den Ihr mir gegeben . . .“

Nun kommt im Buch ein Intermezzo, das grossartig wirkt in den einfachen, starken Worten, in denen Krag erzählt. In der Nähe der Azoren kreuzen sich zwei Schiffe, tauschen Wasser und Warnungen aus. Die einen nehmen das Wasser — die anderen lachen der Warner: weitaus ringsum blauer Himmel. Doch einer lachte gar nicht: der am Steueruder steht und mit seinem jüngeren Gefährten spricht. Und noch ein anderer nicht, der tief in die Natur hineingeschaut, so dass ihm Menschen und Dinge wie durchsichtig geworden. Durch die Windstille fühlt er das Schreckliche nahen, das seines Schicksals Erfüllung bringt. Und der Sturm bricht los . . . Der Sturm hat sich ausgerast und die erschöpfte Mannschaft liegt im Schlaf: da ruft sie eine laute Stimme: „Wacht auf, wacht auf! das Schiff ist leck! In einer Stunde sinken wir! An die Pumpen!“ Das Wasser steigt und steigt. Besinnungslos rennen alle durcheinander. Da übernimmt einer den Befehl, der kein Seemann ist, doch dessen Seele ruhig, weil sie selbst wohl schon furchtbareren Schiffbruch gelitten. Man setzt das Rettungsboot aus; es fasst nicht alle. Mika legt seinen verwundeten Gefährten hinein. Er flüstert ihm ins Ohr. Jonas lauscht begierig; dann verliert er

wieder die Besinnung. Das Boot stösst ab. Der Doktor und Mika bleiben zurück . . .

Frühling, Sommer, Herbst und Winter wechseln. Herr Nils und Frau Ulrikke sind bald daheim und bald auf Reisen; jedoch aus Festen schienen sie sich nichts mehr zu machen. Es war, als senkte sich eine Wolke auf das Haus — eine Wolke von Überdruß, Angst und Erwartung, Warten auf etwas Unbestimmtes. Und eines Abends kam es. Es kam ein Mann und brachte einen Brief für Herrn Nils Hall. Als Herr Nils den Brief gelesen, verliess er das Haus und kehrte nie mehr zurück . . . Frau Ulrikke lebte Jahre hindurch auf Reisen. Endlich aber blieb sie daheim. Sie war eine alte Frau. Sie nahm ein junges Bauernmädchen Aase zu sich; die war so dick und stumpf, dass sie das Fürchten nicht kannte. Bei Nacht hielten drei wilde Hunde Wacht; der gelbe und der schwarze bellten; der graue glitt immerfort wie ein stummer Schatten ums Haus. Nach Tisch ging Frau Ulrikke aus. Sie stützte sich auf Aase; ein Käthner folgte ihnen nach. Auf einer Anhöhe, mitten auf der Heide, ruhte Frau Ulrikke auf einer Steinbank aus, ja, sie schlief heute sogar ein. Aase sass neben ihr und strickte rote Strümpfe. Da kam ein Mann über das Moor gegangen. Ein Stück vor

ihnen bog er ab. Allein, obwohl er nun ihnen den Rücken zukehrte, so hielt er doch den Kopf gewendet und starrte sie an. Da erwachte Frau Ulrikke, als habe man sie körperlich berührt. Ihr Blick begegnete dem Blick des fremden Mannes; ihre Augen werden gross und sie beginnt laut zu schreien . . . Doch des Fremden Blick hängt starr an Frau Ulrikken, bis sich seine Gestalt in der Dämmerung verlor. „Das war mein Sohn!“ flüstert Frau Ulrikke . . . Aase war dick und stumpf und faul; allein diese Scene weckte ihre Seele. Sie holte mit Vorsicht Frau Ulrikken aus, sie holte sachte die Bauern aus. Es streifte wirklich ein fremder Mann durch die Gegend. Bald kam er, bald verschwand er. Wer er sei, wo er wohne, wie er lebe, wusste niemand. Er schien wie einer, der nicht mehr in dies Dasein gehörte, jenseits von allen Freuden und Leiden lebte. Und es ging das Gerücht, er sei zum erstenmale an jenem Tage aufgetaucht, an dem Herr Nils Hall verschwunden war . . . Von da an ging Frau Ulrikke nicht mehr aus. Und abends und bei Nacht durfte sie Aase nicht verlassen. Oft fuhr sie im Lehnstuhl auf: „Wer ist da?“ oder sie rief: „Siehst du nichts?“ . . . Ihr Verhältnis zu Aase wurde stets vertraulicher. Eine Komödiantentruppe lagerte in der Gegend; da

verschwand Aase gar oft in der Dämmerung. Zuerst ärgerte sich Frau Ulrikke darüber. Dann begann sie sie auszufragen. Aase leugnete; zuletzt aber gestand sie alles zum Trotz. Und dabei taute Frau Ulrikke selbst auf. Die Vergangenheit ward in ihr lebendig. Und ihre Augen begannen zu glänzen, die Wangen zu glühen; sie richtete sich auf und erzählte und erzählte. Die Luft im Zimmer schien förmlich schwül von all' den üppigen Bildern und starken Worten; eine Wolke von Lüsternheit, Blut und Todesangst hüllte die beiden Frauen ein . . . Doch eines Abends, bei altem Madeira und hitzigen Geschichten, mitten in einem unstillbaren Gelächter, stiess Frau Ulrikke einen Schrei aus und sank vom Schlag getötet um . . . In der Nacht nach dem Begräbnis holte ein fremder Mann den Pastor: „Steh' auf und komm' mit . . . jemand . . . meine Mutter, bedarf in der äussersten Not deines Beistandes.“ Das war seltsam, doch der Pastor ist jung und voller Eifer. Von dem Fremden geht ein bannender Zug aus. Schon sind sie bei dem Kirchhof: „Nein!“ flüstert der Pastor — und folgt dem Manne doch. Dieser führt ihn mit sich, führt ihn an das neue Grab: „Horch! Sie liegt drunten und pfeift.“ Dem Pastor graut: „Was fällt dir ein? Sie ruht in Frieden und hat die ewige

Seligkeit.“ — „Nein!“ rief der andere, „die hat sie nicht. Keiner hat sie, der nicht Blut geweint. Geh' herum und horch an den Gräbern: alle leben; gar nichts stirbt. Geh' herum und bete für alle . . . Zuerst aber bete hier . . . Du wirst damit lang genug nicht fertig.“ . . . Mit Mühe und List rettet der Pastor vor dem Tollen das nackte Leben . . . Nun sitzt der letzte Gröben im Irrenhaus. Stundenlang steht er da, den Kopf an die Scheiben des Fensters gepresst. Es ist ein merkwürdiger Kopf, mit Augen, die in die Weite schauen, ins Ungeheuere, ins Zeitlose, Ewige. Und in seinen Zügen liegt tiefer Frieden, der Frieden jener, die überwunden haben. Und wer das Auge zu diesem Antlitz hob, auf den fiel Stille. Es war, als müsste man niedersinken vor diesem Haupt und dieser Miene. Aller Schmerz, alle Freude starb hin davor und ward zu nichts. Wer die Gegenwart fürchtete oder das Ferne in der Zukunft — auch die Angst verstummte vor ihm. Und wer um das Weltliche sorgte und um das Tägliche sich quälte — vor diesem Antlitz versank seine Unruhe wie im weiten Meer. Und wer jung war und Liebe und Reichtum begehrte, schämte sich seiner Sehnsucht, und seine Wünsche verkrochen sich . . . Manchmal war es, als regte sich etwas hinter dieser

Stirn; es leuchtete auf wie zu einem mächtigen Lächeln. Dann sank es wieder unter und nichts blieb übrig als die gewaltige Ruhe, die Schicksalshehre, die ihm ihren Ewigkeitsstempel aufzuprägen schien . . .

Das ist die Kupferschlange, die Thomas Krag dem Volke errichtet, damit es sich gewöhne, zum Schmerz als zu etwas Göttlichem emporzusehen, damit es dadurch seine Schmerzen überwinde und alles Leben verehren lerne.

Der dieses Buch geschrieben hat, ist kein moderner Skeptiker, der die Faserung seiner Seele zerlegt und mit dem Überscharfsinn der Myopie Fiber um Fiber detailliert, kein kühler Verstandesmensch, der Thatsachen beobachtet und registriert. Er ist ein Dichter, der die Welt als Ganzes auf sich wirken lässt und sie synthetisch, in Bildern erschaut. „Ein starker Träumer“, ein moderner Mystiker. Die Menschen stehen vor ihm wie sie vor dem Holländer Israels stehen: weich, fast duftig modelliert, ein Dunkel mit einfach grossen Umrissformen, die mit der vor Empfindung zitternden Lichtatmosphäre, die sie einhüllt, fast zusammenzufließen scheinen. Sie sind ganz durchseelt und wirken darum fast wie Symbole irgend einer heimlich winkenden Wahrheit. Sie haben alle einen Zug von dunkler Trauer im Gemüt

— Kinder dieser armen Erde, deren Sommerjubiläum kurz und vergänglich ist. Sie fühlen sich unter dem angeborenen Gesetz und Zwang ihres Blutes, zugleich bewusst und unfrei, halb Gott und halb Naturprodukt, ein Problem der Zwitterhaftigkeit, mit dem Tod als indizierter Lösung. Und sie begegnen anderen äusseren Potenzen, die gleich ihnen den blinden Mächten des eigenen Wesens unterworfen sind, Menschen und Dingen, mit denen ihr Leben sich verschlingt, über deren wirkende Kräfte sie aber nichts vermögen. Sie prallen auf einander — ob sie sich vertragen, ob sich zerschlagen, das macht ihr fragwürdiges Schicksal aus. Weil aber die wirkenden Kräfte dieser Erde unwiderstehlich sind, blind und souverän, die gleichen in vielen Formen, und ob sie schaffen oder zerstören, immer göttlich und immer das Leben, giebt es in Krag's Buch kein Gut und Böse im Sinn einer Predigt, — nur Schmerz und Lust, und die grösste Lust vielleicht im Schmerz. Denn gerade das ist der grösste Triumph des menschlichen Geistes: den Schmerz als intensive Lust zu empfinden, als potenziertes Leben, als Urgrund alles Menschentums, weil es die kleinste Faser durchpult und jedes Molekül gleichsam bewusst macht, mit Seele begabt.

Drum beugt Thomas Krag das Knie vor

dem menschlichen Leiden. Er grüsst die Besiegten und verehrt sogar im Nirwana des Irrsinns noch die Spuren des gewaltigen, verschwenderischen Lebens.

Das ist die Grösse von Thomas Krag's „Kupferschlange“. Sie liegt im Sinn, in der Empfindung, im eigentümlichen Stil und überwältigt die technischen Fehler des Buches: die Idee ist nicht rein und klar herausgebracht, die Psychologie des jüngeren Gröben zu sprunghaft und cursorisch, die Zeitfolge der Ereignisse unsicher, die Kapiteleinteilung willkürlich, die Stoffesgliederung mangelhaft — wie in alten, naiven Chroniken. Manches ist vielleicht Absicht, noch mehreres Ungeschick; aber beides hat einen tiefen Reiz. Die Vorzüge und die Fehler — alles zusammen macht das Werk zum Werk eines Dichters. Eines Dichters, dem die Kunst mehr ist als ein Spass für die Menge, die Menschheit anderes als ein lächerlicher Zufall und das Leben ein Symbol der verhüllten Gottheit.

1896.